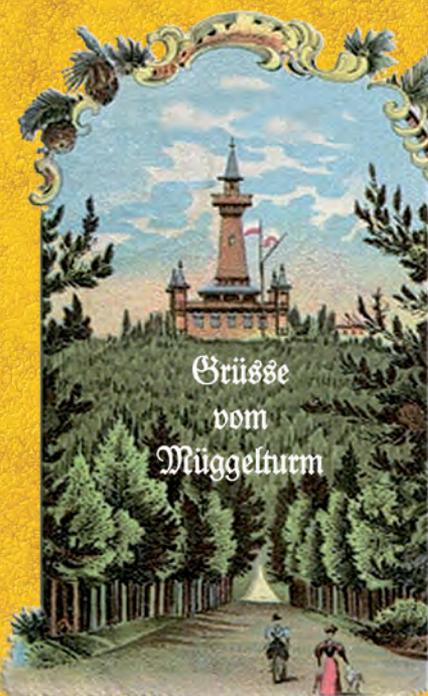


Leseprobe



Treptow-Köpenick 2019

Ein Jahr- und Lesebuch



Grüsse
vom
Muggelturm



Treptow - Köpenick

2019

Ein Jahr- und Lesebuch

Herausgegeben von der
Kunstfabrik Köpenick GmbH

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Inhaltsverzeichnis	4
Kalendarium	6

Ein Blick zurück

Der erste Gang an die Wahlurne / <i>Helga Krause</i>	10
Was führt der Bezirk im Schilde? / <i>Frank Hinsacher</i>	13

Adlershof

100 Jahre Bauhaus – Spuren im Bezirk / <i>Monika Hänel, Andreas Richter</i>	17
90 Jahre katholische Kirche in Adlershof / <i>Monika Behrendt</i>	28
Hanna Christian-Janowitz – Ein Leben an der Live-Kamera / <i>Helga Krause</i>	32 Leseprobe
Schau mir auf die Leinwand, Kleines! / <i>Team Casablanca</i>	36

Alt-Treptow – Plänterwald

Pferde, Busse, Rock 'n' Roll / <i>Frank Hinsacher</i>	40
Im Paradies der letzten „Ich-AG“ / <i>Wilma Echzeit</i>	46
Marie und Louis Sonnenfeld – entrechtet und ermordet / <i>Petra Blang</i>	50

Baumschulenweg – Johannisthal

Eine Straße im ständigen Wandel / <i>Wolfhard Besser</i>	53
Flaschenpost nach Baumschulenweg / <i>Tristan Micke</i>	58
Mit der Wasserschutzpolizei im Einsatz / <i>Polizeihauptkommissarin Daniela Dahlke</i>	60
25 Jahre PSV Treptow e. V. / <i>Nicole Katschewitz</i>	64
Circus ... so ein Theater! / <i>Monika Niendorf</i>	68
Er war nicht nur Charlie ... / <i>Jeanne De La Vallée</i>	74
Vom Kinderglück in der Königsheide / <i>Marcel Piethe</i>	84

Bohnsdorf – Altglienicke

Das Geheimnis des Grabfeldes U 2 / <i>Klaus Leutner</i>	88
Gefahr ist ihr Geschäft / <i>Richard F. Seekahnz</i>	94

Ober- und Niederschönevide

Die neue Minna-Todenhagen-Brücke / <i>Detlef Zabel</i>	100
Schönevide – Ein Bahnhof im Wandel der Zeit / <i>Joachim Rahn</i>	105
GWG „Berliner Bär“ – 65 Jahre genossenschaftliches Wohnen / <i>Vesa Elbe</i>	113
Von Fristers Lampenfabrik zu den Spreehöfen / <i>Frank Theves</i>	117
Marie Riederer – Boxerin mit Herz und Verstand / <i>Andreas Netzeband, Michael Weitz</i>	121

Friedrichshagen – Rahnsdorf

Musik liegt ihnen im Blut / <i>Simone Kotowski, Michael Weitz</i>	132
Ein Phänomen wird gesellschaftsfähig / <i>Antje Wittkopp</i>	138
Skier vom Müggelstrand / <i>Richard F. Seekahnz</i>	144

Leseprobe

Grünau – Schmöckwitz

Nono, der kleine Steuermann / <i>Jeanne De La Vallée</i>	147
Das Wirtshaus im Spessart / <i>Wolffhard Besser</i>	157
Lernlabor Energie / <i>Anja Braunsdorf</i>	161
Die Rückkehr des Waldkaters / <i>Dr. Helgunde Henschel</i>	164

Köpenick – Müggelheim

Das Amtsgericht Köpenick / <i>Rüdiger Warnstädt</i>	169
Einen Tag im Mittelalter leben / <i>Marlies Böttcher</i>	174
Es war einmal eine KugelspielerIn / <i>Werner Wischnewsky</i>	176
Die Sambakids / <i>Lisa Bierbaum</i>	178
Willst du fleißige Handwerker seh'n / <i>Hans-Erich Franzke</i>	182
Wir nennen ihn Ironman / <i>Maximilian Meißner</i>	190
Wie aus „D 18“ „Zum Wuhleblick“ wurde / <i>Ulrich Stahr</i>	193

Leseprobe

Was ist daraus geworden? – Leserecho

Der Mauerfall / <i>Michael Weitz</i>	196
In eigener Sache / <i>Cornelia Wetzlich</i>	197
Internetadressen	199
Autoren- und Bildnachweis	200

Adlershof

Kirchen und erst recht Schlösser sind sicher prunkvoller. Jedoch Christus, der König, wohnt nicht in einem Palast, wohl aber auch in der katholischen Kirche von Adlershof.

Helga Krause

Hanna Christian-Janowitz Ein Leben an der Live-Kamera

Als sie im November 1952 ihren Arbeitsvertrag in Adlershof unterschrieb, steckte das Fernsehen noch in den Kinderschuhen. Nur wenige Haushalte besaßen ein Gerät, als einen Monat später die erste offizielle Versuchssendung aus Adlershof startete. Hanna Christian-Janowitz, die Bildassistentin, war dabei, denn der Fernsehfunk arbeitete noch mit feststehenden Bildern. Also sortierte sie Stapel um Stapel, schob die Dias in den Abtaster und schickte sie über den Sender. Dass dabei der Berliner Bär kopfstehend über die Röhren flimmerte, war ihrer Aufregung zuzuschreiben, blieb aber für die Karriere ohne Belang. Denn schon zur nächsten Abendsendung saß sie ebenso aufgereggt am Schnittpult und bestand mit Hilfe des Abendregisseurs die Feuertaufe. Wenige Wochen später dann die nächste Chance: Führung der Live-Kamera im Ansagestudio. Hanna Christian-Janowitz war damit Live-Kamera-Frau, die erste weltweit.

Heute kaum noch vorstellbare Arbeitsbedingungen herrschten im Ansagestudio. Auf wenigen Quadratmetern agierten Ansagerin, Wetterfrosch und Sprecher, dazu ein Scheinwerfer – immer der Kamera entsprechend vom Beleuchter geführt – die Hitze ließ Schminke und Schweiß in Strömen fließen und manches Mal war die Hitze selbst für die Kamera zu viel, sie gab den Geist auf. Ein Dia verkündete dann „Bildstörung – wird bald behoben“.

Gleichzeitig wurden neue Studios gebaut und es galt zu experimentieren, um die Bilder weiter zum Laufen zu bringen. Auch Hanna Christian-Janowitz lernte die Kamera immer besser kennen und zu beherrschen. Abends oder morgens, je nach Dienstplan, saß sie über Fachbüchern. Freie Studientage gab es damals noch nicht, und die



Und action – bereits ein Jahr nach Beginn ihrer Arbeit ziert Frau Christian-Janowitz die Titelseite einer Frauenzeitschrift

Aber auch da musste trotz minimaler Probenzeit alles sitzen, jede Geste, jeder Einsatz. Natürlich gab es Pannen, zum Beispiel als der Sängerin Erna Roscher mitten im Auftritt der Rock über die Hüften rutschte. Die Kamerafrau rettete die Situation. Sie zeigte die Sängerin „mit viel Luft über dem Kopf“ bis die Garderobiere knieenderweise den Rock feststecken konnte.

Neue Aufgaben schreckten Hanna Christian-Janowitz nicht. Eine, ihr noch gut in Erinnerung, war die Kameraarbeit zur Oper „Der steinerne Gast“. Viele Stunden saß sie mit dem Regisseur über dem sogenannten „Spielbuch“, heute sagt man Drehbuch, das die günstigsten Einstellungen für ihre – die einzige – Kamera im Studio, festhielt. Kameraassistenten gab es damals noch nicht. Also musste jede Fahrt, jeder Schwenk dem Text entsprechend auswendig gelernt werden.

Mit dem größeren Studio 3 konnten dann schon Theaterinszenie-

Familie forderte ebenfalls ihr Recht. Ein Spagat, den sie nicht immer bewältigen konnte.

Im Juli 1953 stand endlich das Studio 1 und mit ihm ein Ende vieler Improvisationen. Endlich genug Platz und erstmals gab es richtige Auftritte. Dekorationen schufen Atmosphäre und mehr Mitwirkende waren in den Sendungen zu sehen. Im Herbst folgten dann die ersten Messe-sonderprogramme. Das hieß, neben den Informationen vom Messegesehen gab es viel Unterhaltung mit Ballett, Gesang, kleinen Fernsehspielen – eben bunte Programme.

Adlershof

rungen nach Adlershof geholt werden. Doch passgenau war das nie. Da hieß es, die mitgebrachten und für die Bühne gefertigten Kulissen umzubauen und oft genug den Regisseuren klarzumachen, dass das Fernsehen eigene Gesetze hat.

Endlich, Anfang 1955, kaufte der Fernsehfunke zwei Übertragungswagen in England. Alle Techniker fieberten mit, wollten gern zur ersten Besatzung gehören – Hanna Christian-Janowitz ebenfalls, obwohl es anfangs hieß, Frauen kämen für die



Schwierige Bedingungen: wenig Platz und hohe Temperaturen

neue Aufgabe nicht infrage. Doch manchmal werden Träume sogar Wirklichkeit: Hanna Christian-Janowitz wurde in die Ü-Wagenbesatzung berufen. Bevor es jedoch mit dem chromblitzenden Prachtstück auf Sendung gehen konnte, musste die Technik installiert werden. Hunderte von Einzelteilen gehörten zum Wagen, aber alle Instruktionen dazu waren in englischer Fachsprache. Da wurde neben dem stundenlangen Training Schulwissen aktiviert. Das waren Gedulds- und Kraftproben. Dennoch: Am 6. Oktober 1955 ging mit der Übertragung des Festaktes zum Jahrestag der DDR das Adlershofer Fernsehen auf die erste Direktsendung.

Das Programm präsentierte sich abwechslungsreich. Theateraufführungen, Fußball, internationale Sportveranstaltungen, Unterhaltungssendungen wie „Da lacht der Bär“ konnten jetzt aus der gesamten Republik gesendet werden. Was der Zuschauer nicht sehen konnte, das waren die Mühen, die das Kamerateam vor der

Sendung zu bewältigen hatte. Da mussten die Kameras aufgebaut, oft hunderte Meter Kabel verlegt sowie Sendeanlagen montiert und ausgerichtet werden. Ehe zum Beispiel der Bär in der Sporthalle in der damaligen Stalinallee lachen konnte, mussten die Kabel durch den Keller gezogen werden und unzählige Ratten begrüßten als erste das Kamerateam.

Mit dem Ausbau der Technik erweiterte sich das Sendegebiet, regional und inhaltlich. Von Revue bis Sport, von Sinfonie bis Fußball waren die Kameraleute gefordert. Und sie hatten viele bekannte Gesichter vor der Linse. Gern erinnert sich Hanna Christian-Janowitz an eine Konzertaufzeichnung mit Kurt Masur. Ihre Lieblingsstelle aus der Neunten von Beethoven ließ sie aus „*bildtechnischen Gründen*“ wiederholen, was Masur mit einem Lächeln und der Bemerkung „*Noch einmal für eine einzelne Dame*“ quittierte. Weniger lustig ging es in Aue nach einem verlorenen Spiel der Fußballer der damaligen BSG Wismut zu. Fans wollten die Kamerafrau von ihrem Podest zerren, denn wer sieht die Niederlage seines Vereins schon gern in der Öffentlichkeit, noch dazu von einer Frau ins Bild gesetzt.

Vier Jahre reiste Hanna Christian-Janowitz mit ihrem Team von Ort zu Ort, die Arbeitszeit betrug oft 12 bis 14 Stunden. Dazu kam die körperliche Anstrengung beim Auf- und Abbau der Technik. Der Wechsel in den Bereich „Dramatische Kunst“ bedeutete für sie erst einmal Entlastung von den nervenaufreibenden technischen Arbeiten, aber auch wieder Eroberung von Neuland. Hier konnte sie all ihre Erfahrungen und ihr hart erarbeitetes Wissen einbringen. In vielen hochkarätigen Fernsehinszenierungen war ihre Kameraarbeit gefragt. Sie arbeitete mit vielen bekannten Regisseuren und Schauspielern zusammen, lernte sie manchmal als besessene, aber immer als nette Kollegen kennen und freute sich mit ihnen über jeden Erfolg. Da es damals noch keine Umfragen gab, dokumentierte sich der in zahllosen Zuschauerbriefen und Pressekritiken. Noch heute würdigt die Kamerafrau das kollegiale Miteinander als Basis der Erfolge.

Mit dem Fernsehen war für Hanna Christian-Janowitz nach dem Ende des DFF, als das Licht in den Adlershofer Studios am 31. Dezember 1991 um Schlag Mitternacht ausgeknipst wurde, Schluss. Seitdem genießt sie ganz aktiv ihr Rentnerdasein. Sie liebt Gartenar-

Adlershof

beit, in den Beeten ihres Grundstücks in Johannisthal zieht sie alle ihre Blumen, Pflanzen und ihr Gemüse selbst: Gurken, Kartoffeln, Spinat, Bohnen, Tomaten – alles naturbelassen und viel schmackhafter als das Gemüse aus dem Supermarkt, wie sie stolz berichtet.

Mehrmals in der Woche geht sie zum Sport, spielt Tischtennis und macht Gymnastik. Unter zehn Kilometer lange Strecken legt die nun 88-Jährige auf dem Rad zurück.

Ein Highlight ihres ausgefüllten Lebensabends ist die jährliche Reise nach Mallorca, die sie zusammen mit Freundinnen unternimmt. Dort erfreut sie sich jeden Tag aufs Neue am Blick auf das Mittelmeer aus ihrem Hotelfenster, die im November eher kühleren Wassertemperaturen halten die drei Damen nicht vom Schwimmen im Meer ab, und die ausgiebigen Wanderungen durch das nicht weit von ihrem Urlaubsort entfernte Gebirge genießen sie immer wieder.

Zweimal im Monat fährt Frau Christian-Janowitz sonntags mit ihrem kleinen Pkw auf den Funkerberg Königs Wusterhausen, wo sie im sogenannten Spitzhaus des Sender- und Funktechnik-Museums die Sonderausstellung „Es gab nicht nur den Schwarzen Kanal – Streiflichter aus 39 Adlershofer Fernsehjahren“ betreut und interessierten Besuchern ihre frühere Fernseharbeit erläutert. Vielleicht kann sie dort zukünftig auch den einen oder den anderen Leser dieses Beitrages begrüßen.



Mode und Frisuren änderten sich und auch die Technik wurde moderner

Skier vom Müggelstrand



Um die vorletzte Jahrhundertwende gab es in Friedrichshagen in der Seestraße 121 (heute Müggelseedamm 131) den Tischlereibetrieb Emil Praetzel. Die Firma war laut Evangelischem Landeskirchenarchiv von 1900 bis 1903 maßgeblich am Ausbau der Christophoruskirche in der Bölschestraße beteiligt. Sie bekam den Auftrag für die Fertigung der Bänke und der Kellerfenster des Neubaus. Das allein wäre ja noch nichts Außergewöhnliches, aber die Entwicklung eines „Hohlruders“ machte die „Ruder- und Skuffabrik Berlin-Friedrichshagen“ 20 Jahre später weltweit bekannt.

Es gelang Praetzel, ein Ruder anzufertigen, dessen Schaft mehrfach verleimt und hohl war. Dieses „Hohlruder“ verdrängte sehr schnell die aus dicken Bohlen herausgeschnittenen Vollruder vom Markt. Zur Olympischen Regatta in Berlin-Grünau 1936 sollten bereits 65 Prozent der Ruderer mit Praetzel-Erzeugnissen fahren und damit vier Gold-, sechs Silber- und drei Bronzemedailles gewinnen!

Nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Söhne die Fabrik weitergeführt. Die Produktion blieb nicht allein auf Riemen und Skuffs beschränkt. Die Beteiligung am Boots- und Luftschiffbau sicherte ihnen volle Auftragsbücher. Die Fertigung von Wassersportartikeln wäre in unserer wasserreichen Gegend jedoch immer noch nichts Ungewöhnliches. Aber die Erweiterung der Produktpalette in den 1920er Jahren um ein Sportgerät, das wir heutzutage bei uns nur noch ganz selten nutzen können, ist schon bemerkenswert. Es handelte sich um Skier.

Diesen „Holzscheiten“, denn das bedeutet das norwegische Ski in Deutsch, verliehen anfangs noch Wasserdampf und Druck die entsprechende Form. Im ausgehenden 19. Jahrhundert entwickelte der Norweger H. M. Christiansen die ersten Skier in Verbundbauweise. Die „Bretter“ fertigte er nicht mehr aus Vollholz, sondern aus zweilagigem Holzlaminat. Im Jahre 1932 wurden dann das erste Mal drei Lagen, verbunden mit wasserfestem Leim, praktisch zeit-

Friedrichshagen – Rahnsdorf

gleich aber doch unabhängig voneinander, von der norwegischen Firma Splitkein und der US-amerikanischen Firma Anderson & Thompson angewandt. Ab 1930 wurde auch bei Praetzel das Holz für die Skier aufgeschnitten und mehrfach blockverleimt. Zeitgenössischen Berichten zufolge konnten Interessierte in der „Ruder- und Skullfabrik Berlin-Friedrichshagen“ komplette Skiausrüstungen, einschließlich Rucksack und Butterdose erwerben.

Wer jetzt denkt, dass dies die frühe Zeit des Skifahrens war, der irrt. Schon 2 500 Jahre v. Chr. haben unsere Vorfahren das Fortbewegungsmittel „Ski“ benutzt. Ein archäologischer Fund, der „Ski von Hoting“, entdeckt in einem Moor bei Hoting in Schweden, beweist das. Ein bronzezeitlicher Künstler hat sogar die in Stein gemeißelte Abbildung eines Skifahrers auf der norwegischen Halbinsel Rødøy hinterlassen – geschätztes Alter: 4 000 Jahre. Noch weiter gehen Forscher der Russischen Akademie der Wissenschaften. In Vis im Nordwesten Russlands gruben sie einige Skifragmente aus, die auf rund 8 300 Jahre vor unserer Zeitrechnung datiert werden konnten.

Nach 1945 war es wohl mit der Ski-Herstellung vorbei. Die erfolgreiche Ruderproduktion wurde fortgesetzt, zuerst im privaten Handwerksbetrieb, danach in der PGH Müggelspree und ab 1972 im VEB Müggelspree. Dieser war bis Ende der 1980er Jahre Alleinhersteller von Riemen und Skulls für den Deutschen Rudersportverband der DDR.

Nach der Wende ging aus dem ehemals volkseigenen Betrieb im Jahr 1990 die Müggelspree GmbH hervor, sie musste jedoch trotz hochwertiger Erzeugnisse bereits im November desselben Jah-

Ruder- und Skullfabrik Berlin-Friedrichshagen
 Emil Praetzel
 Inh.: Georg, Gustav und Erich Praetzel
 Seestraße 131-17
 Berlin-Köpenick, Berlin 12164
 Tel.: Friedrichshagen (F) 4 4330

LISTE NR. 4 BERLIN-FRIEDRICHSHAGEN

Fabrikpreis für Ruder, Skulls, Paddel und Schneeschuhe
 in bekanntester Qualität

1 Stück Kiefern-Höckerrouder RM. 42,50
 1 Kiefern-Schüler für Gigboote 36,50
 1 - Hölzner, besonders preiswert 35,-
 1 - Ruder mit vollem Schaft 36,-
 1 - Besen-Ruder mit Metallbesenblatt 42,50
 1 - Besen-Ruder mit Metallbesenblatt 36,-
 1 Paar Kiefern-Höckerkulln 50,-
 1 - Kiefern-Höckerkulln für Gigboote 42,-
 1 - Hölzner, besonders preiswert 34,-
 1 - Skulle mit vollem Schaft 39,-

Alle Ruder sind gebrauchsfertig lackiert und beschlagen

1 Stück Paddel, serfahbar, mit Messingrohr RM. 12,50
 Skull und Riemenrollen, Rollriemen, Lederriemenrollen und Bindegeräte für Ruder und Skulls, Bootmaten und Gänge liefern wir zu den billigsten Tagespreisen.

Schneeschuhe

von bestem Hickory- und Bergensholz in den denkbar besten Formen und von höchster Qualität
Langlauf- und Sprung-Skier fertigen wir nach Angabe und Auftrag besonders an

Längenmaße	1,80	1,90	2,00	2,10	2,20	2,30	
Schneeschuhpaar mit Hickory-Laufsohle	24,-	25,-	26,-	27,-	28,-	29,-	RM. das Paar
Eiche la	23,-	24,-	25,-	26,-	27,-	28,-	RM. das Paar

Haftföhrung und Backen komplett montiert Mk. 8,50 pro Paar
 Skistöcke, Handbünd pro Paar von Mk. 5,- an / Skistöcke, Handbünd, pro Paar von Mk. 8,- an
 Andere Arten von Bindungen werden auf Wunsch billiger geliefert

Verkaufs- und Zahlungsbedingungen:
 Unsere Zahlungsbedingungen sind folgende: Im voraus oder nach Vereinbarung. Einzahlung von 50 Prozent Abzahlung bei Auftragserteilung. Einzahlung von 50 Prozent, wenn keine Zahlungsvereinbarung getroffen worden ist. Der Versand erfolgt auf Rechnung und Gefahr des Empfängers. Rücksendungen werden nur bar bezahlt, wenn darüber innerhalb 3 Wochen nach Versand nachgefragt wird. Für alle Rücksendungen von Käufen ist nur die Hälfte Fabrikverkaufspreis einschließlich Verpackung und Fracht berechnbar und bei bedingter ungelieferter Rückzahlung mit 1/2 des Wertes verhältnismäßig.

Angebots- und Preisliste der Fa. Emil Praetzel aus den 1930er Jahren

Friedrichshagen – Rahnsdorf

res wegen Absatzschwierigkeiten Konkurs anmelden.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die internationale technische Entwicklung die Bootsbauer in Friedrichshagen längst eingeholt. Schon Anfang der 1980er Jahre brachte die Firma Dreißigacker aus den USA ein Kohlefaserblatt auf den Markt. Der neue mehrschichtige Werkstoff, mit einem Trägermaterial auf Polyurethanbasis, ermöglichte nicht nur den Bau wesentlich leichter Rudergeräte. Die druckfesten, unter Wärmeeinwirkung verformbaren Schaumstoffplatten gestatteten auch das Experimentieren mit extremen Blattformen.



Der physische Widerstandstest der Skier auf dem Fabrikhof erforderte ein hohes Maß an Sportlichkeit seitens des Angestellten

Ab März 1991 wurde in der alten Ruderfabrik wieder Holz verarbeitet – diesmal für die Thekentische der Berliner Kneipen! Einige Zeit später zog Gastronomie in das ehemalige Fabrikgebäude ein – erst servierte man griechische Speisen, dann argentinische Steaks. Dort, wo die Tischlerei Praetzel einst astfreie, kanadische Fichte für die Riemen- und Skullfertigung lagerte und verarbeitete, hat heute ein Medizintechnikhersteller seinen Sitz.

Im November 1990 erwarb das Sportmuseum Berlin aus Mitteln der Stiftung Deutsche Klassenlotterie die zahlreichen Zeugnisse zur Produktions- und Firmengeschichte der über einhundertjährigen Rudergerätefabrikation. Diese werden bewahrt, gepflegt und der sporthistorischen Forschung zugänglich gemacht.

(Nach Informationen von Thomas Willaschek, Sportmuseum Berlin)

Das Amtsgericht Köpenick

Kleine Betrachtung vom alten Berliner Richter am Amtsgericht und Köpenick-Freund Rüdiger Warnstädt

Manchmal, leider gar nicht so selten, denkt man, das dürfe doch nicht wahr sein. Ich erzählte vor einiger Zeit einem ehemaligen Kollegen, ich hätte im Sommer eine hinreißende Schifffahrt auf der Dahme gemacht. Da sagte der Mann doch tatsächlich: „Dahme? Kenne ich nicht, wo ist die zu finden?“ Ich antwortete: „Die Dahme ist ein Fluss, gehört zu den drei größeren Berliner Flüssen, und wie die Spree in Spandau in die Havel mündet, so mündet die Dahme in die Spree, und zwar in Köpenick. Ja, sind Sie denn noch nie in Köpenick gewesen?“ Ich konnte in seinem Gesicht ganz deutlich lesen, nein, der Mann war noch nie in Köpenick gewesen. Um meiner Erschütterung Herr zu werden, setzte ich zu einer kleinen Rede an und sagte: „Da haben Sie sich aber um viele schöne Sachen gebracht. Das hübsche alte Städtchen Köpenick, es ist älter als Berlin, hat viel zu bieten, etwa das hinreißende Hohenzollern-Schloss und das Rathaus des berühmten Hauptmanns von Köpenick, und es hat sogar ein Amtsgericht. Von so etwas fühlen wir Juristen uns doch meist geradezu magisch angezogen. Da Sie das alles jedoch offensichtlich genau so wenig kennen wie die Dahme, will ich vom ‚Stadttheater Cöpenick‘ gar nicht erst reden, obwohl ich dort, ganz nebenbei bemerkt, in den letzten Jahren eine Reihe meiner mittlerweile sehr bekannten Leseauftritte habe machen dürfen ...“ Das war natürlich eine gemeine Rede. Man merkt, ich konnte den Mann im Grunde nicht leiden. Er hatte sich mir gegenüber und vermutlich auch sonst stets als ein exquisiter Berlin-Kenner aufgespielt, der alles und immer noch viel mehr und vor allem natürlich besser wisse, und außerdem, ich gebe es zu, ich hielt ihn jetzt sogar für einen jener Uralt-West-Berliner, für die schon der Alexanderplatz hinterm Ural liegt.

Das Amtsgericht Köpenick, Mandrellaplatz 6, das ich dem Kollegen da so aufreizend unter die Nase gerieben hatte, gibt es wirklich. Es ist ein ordentliches Gericht und gehört damit zum Gerichtszweig der ordentlichen Gerichte, zu dem auch alle anderen Amtsgerichte



Die imposante Fassade des um 1900 in Formen der deutschen Renaissance erbauten Amtsgerichts Köpenick zeigt zum Mandrellaplatz; seine Seitenflügel erstrecken sich in die Puchan- und in die Seelenbinderstraße.

in Deutschland gehören und ebenso alle Landgerichte und alle Oberlandesgerichte, das in Berlin allerdings erfreulicherweise Kammergericht heißt, und schließlich der Bundesgerichtshof, der sich in Karlsruhe festgesessen hat, obwohl er als Nachfolger des Reichsgerichts eigentlich nach Leipzig gehört. Den Ausdruck „ordentliches Gericht“ gibt es tatsächlich, er hat indes unzweifelhaft eine gewisse Komik. Jedenfalls erregt er, wenn ich ihn benutze, stets Gelächter. Es werden dann Rufe laut wie: „Also es gibt ordentliche Gerichte, wie erfreulich, hätten wir gar nicht gedacht, sogar einen ganzen Gerichtszweig mit ihnen. Aber welches sind dann die unordentlichen Gerichte? Und gibt es für die auch einen eigenen Gerichtszweig?“ Ich gebe dann zur Kenntnis, der Justizbaum habe im Laufe der Zeit neben dem Gerichtszweig der Ordentlichen noch vier weitere Gerichtszweige angesetzt, und zwar die der Verwaltungsgerichte, der Finanzgerichte, der Arbeitsgerichte und der Sozialgerichte. Aber bei all diesen Zweigen, zu einem Gerichtszweig der unordentlichen Gerichte habe sich die Justiz dann doch nicht aufschwingen kön-

Köpenick – Müggelheim

nen und nach einem grünen Zweig, nach dem suche man ohnehin vergeblich, auf den sei der Justizbaum bisher jedenfalls nicht gekommen, und ich bin mir ganz sicher, er werde es auch nie.

Der Ausdruck „ordentliche Gerichte“ ist übrigens uralt und wurde in dem Gerichtsverfassungsgesetz von 1879, das die ganzen Ordentlichen ins Leben rief, benutzt, um die Ordentlichen von den Gerichten zu unterscheiden, die Außerordentliche sind, die also nicht wie die Ordentlichen flächendeckend sozusagen die Grundausrüstung der Justiz bilden. Diese Grundausrüstung besteht aus der herkömmlichen sogenannten Streitigen Gerichtsbarkeit in den zwei bekannten Ausprägungen Strafprozess und Zivilprozess und der sogenannten Freiwilligen Gerichtsbarkeit. Was ein Strafprozess ist, das weiß jeder. Da stehen sich Staatsanwalt und Angeklagter „streitig“ gegenüber. Der Staatsanwalt verlangt vom Gericht, den Angeklagten zu Gefängnis oder wenigstens zu einer Geldstrafe zu verurteilen, der Angeklagte hingegen verlangt vom Gericht einen Freispruch. Was ein Zivilprozess ist, kann sich ebenfalls jeder vorstellen. Da streiten sich Privatpersonen, und das Gericht soll den Beklagten auf den Antrag des Klägers beispielsweise zur Rückzahlung eines Darlehns oder zur Herausgabe eines ihm vom Kläger geliehenen Gegenstands verurteilen, während der Beklagte vom Gericht verlangt, die Klage abzuweisen. Was sich allerdings hinter dem wieder irgendwie komischen Ausdruck Freiwillige Gerichtsbarkeit verbirgt, das ist recht unbekannt und nicht ganz leicht zu erklären. Welchen Inhalt er hat, kann einem vielleicht einigermaßen klar werden, wenn ich sage, in der Freiwilligen Gerichtsbarkeit werden neben sehr, sehr vielen anderen Angelegenheiten etwa Sachen behandelt, die mit Grundbuch, Nachlass, Erbscheinen, Zwangsvollstreckung, Insolvenz, amtlichen Registern, Vormundschaften und Pflegschaften zu tun haben, und seit einigen Jahren gehören die gesamten Familien-, Ehe- und Kindschaftssachen dazu. Dies alles ist jedoch überaus umfangreich und häufig sehr unübersichtlich.

Das Amtsgericht Köpenick – ich hatte mich zu ihm das erste Mal 1976 aufgemacht und ich hatte von ihm schon gehört, allerdings nichts Gutes. Es war nämlich einer von mehreren Orten, an denen sich im Juni 1933 die schreckliche „Köpenicker Blutwoche“ austobte, in der die Verbrecher der Nazi-SA über Gewerkschafter, Sozialde-

mokraten, Kommunisten und selbstverständlich über Juden, die durften dabei nie fehlen, bestialisch herfielen. Hunderte wurden schwer verletzt, 91 ermordet, eine schreckliche Geschichte. Und das Amtsgericht Köpenick war das Gericht, an dem Rudolf Mandrella die Jahre von 1930 bis 1941 als



Das ehemalige Untersuchungsgefängnis von der Puchanstraße aus gesehen – einer der Schauplätze der „Köpenicker Blutwoche“, heute Gedenkstätte der schrecklichen Ereignisse vom Juni 1933

Richter oder, wie es damals hieß, Amtsgerichtsrat verbringen durfte, bevor ihn die Nazis 1943 im Alter von 41 Jahren umbrachten. Seit 1947 trägt der Platz vor dem Gericht den Namen des aufrechten Kollegen. Ich war drauf und dran, das Gerichtsgebäude zu betreten, verzichtete dann jedoch wohlweislich darauf. Ich hatte nämlich schlechte Erfahrungen damit gemacht, als offensichtlich leicht zu erkennender „Westler“ ein „östliches“ Amtsgebäude ohne Anmeldung zu betreten.

Ich war vor allem deshalb an den Mandrellaplatz gekommen, um mir das prachtvolle Gerichtsgebäude anzusehen, in dem das Amtsgericht des kleinen, im damaligen Kreis Teltow gelegenen Landstädtchens Köpenick, bis 1931 übrigens noch Cöpenick geschrieben, ab 1905 sein Domizil fand. Ich zog damals immer wieder kreuz und quer durch Berlin, Ost wie West, und schaute mir all die vielen Berliner Gerichtshäuser an, von denen nebenbei bemerkt erstaunlicherweise fast alle den Krieg überstanden hatten. Ich wollte diese „Stätten der Justiz“ alle gesehen haben, bevor ich sie in mein Büchlein aufnahm, das ich in jenen Jahren schrieb und dann „Stätten der Justiz“ nannte.

Als ich also 1976 am Mandrellaplatz auftauchte, gab es eigentlich gar kein Amtsgericht Köpenick mehr, es war 1952 in das „Stadtbezirksgericht Köpenick“ umgewandelt worden. Eigentlich war das Amtsgericht damit zum zweiten Mal weggefallen, das erste Mal

Köpenick – Müggelheim

im Mai 1945, da gründete nämlich die sowjetische Besatzungsmacht, die zunächst noch in ganz Berlin die Hoheit hatte, in jedem der damals 20 Bezirke Berlins ein Bezirksgericht. Kurioserweise sogar 21, weil man Friedenau, das zum Bezirk Schöneberg gehörte, aus Unkenntnis für einen eigenen Bezirk hielt. Schon im September 1945 fielen diese Bezirksgerichte auf Befehl der mittlerweile regierenden Alliierten Kommandantur allerdings wieder weg und es wurden die früheren Amtsgerichte zu neuem Leben erweckt, das Amtsgericht Köpenick war also wieder da, zuständig für die Bezirke Köpenick und Treptow.

1952 also kein Amtsgericht Köpenick mehr, sondern Stadtbezirksgericht Köpenick – die Regierung der DDR hatte damals die Verwaltung und die Justiz in den fünf Ländern, die die DDR bildeten, sowie in Ost-Berlin, das sie als Bestandteil der DDR betrachtete, umgestaltet. Aus den fünf Ländern wurden 14 Bezirke, aus Ost-Berlins acht Bezirken „Stadtbezirke“. Das Wort Bezirk stand wegen der 14 Bezirke der DDR für Berlin nicht mehr zur Verfügung. Aus den Amtsgerichten in den 14 DDR-Bezirken machte man Kreisgerichte, in Ost-Berlin, also in, wie der offizielle Name lautete, „Berlin, Hauptstadt der DDR“, wurden die Amtsgerichte, also auch das Amtsgericht Köpenick, aufgelöst und jeder der acht Stadtbezirke bekam sein „Stadtbezirksgericht“. Sehr große Veränderungen brachte das intern eigentlich nicht. Die Stadtbezirksgerichte hatten im Wesentlichen das Gleiche zu tun wie die Amtsgerichte zuvor, das heißt Strafprozesse und Zivilprozesse zu führen und für jene Freiwillige Gerichtsbarkeit zur Verfügung zu stehen. Die Geschichte ging dann so weiter bis zum 3. Oktober 1990, als sich die DDR der Bundesrepublik anschloss und die Wiedervereinigung von Ost- und West-Berlin folgte. Da war dann Schluss mit den Stadtbezirksgerichten. Sie wurden aufgehoben und die Ost-Berliner Bezirke „übergangsweise“ von den West-Berliner Amtsgerichten, wie soll man sagen, juristisch betreut, die Bezirke Köpenick und Treptow übrigens vom Amtsgericht Neukölln.

Aber bald war es auch damit vorbei. Im Ostteil der Stadt kam es erneut zu Amtsgerichten, und so befindet sich seit Ende 1991 in Köpenick am Mandrellaplatz 6 wieder das altbekannte ordentliche Amtsgericht Köpenick, gegenwärtige Postleitzahl 12555, gegenwärtig

tige Telefon-Nummer 030 902470. Das Gericht ist, ebenso wie früher, örtlich zuständig für die Bezirke Köpenick und Treptow, die bekanntlich vor einigen Jahren zum Bezirk Treptow-Köpenick zusammengeworfen wurden. Bei der sachlichen Zuständigkeit sieht es heute so aus: Zivilprozesse finden dort wieder statt, und die großartige Freiwillige Gerichtsbarkeit wird dort ebenfalls gepflegt, ja sogar erweitert. 2016 ist das Amtsgericht Köpenick zum vierten Familiengericht Berlins bestellt worden. Indes, Strafprozesse gibt es im Amtsgericht Köpenick trotz seines schönen Gefängnisbaus nicht mehr. Überhaupt gibt es amtsgerichtliche Strafprozesse in Berlin gegenwärtig nur noch am im Kriminalgericht Moabit sitzenden Amtsgericht Tiergarten, worüber ich mich, als ich an jenem Gericht noch Straf- und Schöffengericht war, immer sehr freute. Hatte ich jahrelang fast nur West-Berliner „Kunden“ gehabt, so erschienen ab 1991 nun ebenfalls Damen und Herren aus dem „Osten“ vor meinem Richterstuhl, was für mich als überzeugtem und, wie ich hoffe, auch überzeugendem Gesamt-Berliner schon deshalb besonders schön und interessant war, weil mir so bei meinen bereits erwähnten Leseauftritten Geschichten aus Ost und West zur Verfügung standen.

Im „Stadttheater Köpenick“, und damit will ich enden, habe ich in meine Auftritte immer folgende kleine Geschichte einflechten können: In einer meiner Hauptverhandlungen stand einmal eine Frau als Angeklagte vor mir, für die alles, was da vor sich ging, deutlich merkbar ganz neu und verwirrend war. Ich fragte sie daher: „Sagen Sie bitte, wie ist es denn, verstehen Sie alles das, was wir hier so machen? Und warum wir es so machen und so weiter und so fort? Wenn Sie es nicht verstanden haben sollten, sagen Sie es bitte ganz ehrlich, muss Ihnen vor allem keineswegs auch nur ein bisschen peinlich sein ...“ Die Frau besann sich nicht lange und erwiderte: „Wenn ick ehrlich sein soll, Herr Gerichtsrat, ick kann mit Ihre Formaljen und Ritualjen eijentlich jar nischt anfangen. Aber nehm´ Se sich det bitte nich zu Herzen, det liecht nich an Ihnen, det liecht an mir, ick bin nämlich aussem Osten, müssen Se wissen ...“ Ich sagte: „Aus dem Osten sind Sie? Minsk? Nowosibirsk? Wladiwostok? Dafür sprechen Sie aber ein sehr schönes Deutsch, alle Achtung!“ Die Frau antwortete: „Nee, nee, Herr Gerichtsrat, bitte nischt übertreiben, ick bin aus Köpenick, det jenücht mir ...“